

(Nachdruck verboten.)

131

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Langsam knirschend bewegte sich das Hofthor, die Stille unterbrechend.

„Spute Dich, Anne, und laß die Säue hinein, — und schließ die Pforte,“ rief Gjertrud. Sie lief hinab und ergriff den Hund beim Nackensell, der bellte und sich loszumachen suchte. — „Es giebt heut keinen Sausport, Tyras, merkst Du wohl?“

„Diese Bestie! — Leg' ihn an die Kette.“ Der Direktor wandte ihr unwillig den Rücken zu.

Im selben Augenblick rasselte es auf der Landstraße, und in voller Fahrt sauste ein in eine Staubwolke gehüllter Wagen vorüber, der Stadt zu.

Der Direktor erhob sich und brummte dem dahineilenden Gefährt einige unverständliche Worte über die grünen Spitzen des Geländers nach. Er hatte eine überlegene Haltung angenommen, während er gleichzeitig Front machte, falls man möglicherweise grüßen sollte.

„Der Landrat!“ rief Klaus, der die Treppe hinaufgesprungen kam.

Der Direktor sah hastig nach der Uhr, was Klaus nicht entging.

„Wenn eine Einladung von Johnston kommen sollte, muß sie innerhalb einer halben Stunde hier sein,“ erklärte der Sohn und ging pfeifend den Weg hinab, als wolle er Ausguck halten.

Der Direktor setzte sich und sah andächtig auf seinen einen Stiefel hinab, den er auf die Bank gestellt hatte. Er strich sich nachdenklich über das Kinn, die Bartstoppeln wieder und wieder befühlend, — suchte dann plötzlich die Post zusammen und begab sich in das Schlafzimmer. — „Warmes Wasser!“ hörte man ihn rufen.

Der Schatten des Kirschaumes fiel bereits schräg über den Gartensteig, und Frau Bratt fing an, die Nelken ringsumher auf dem Rasen zu begießen.

Es war gegen Abend, als Klaus in heller Empörung zurückkam.

„Ist das nicht wirklich sonderbar, gelinde gesagt, höchst eigentümlich, findest Du das nicht auch, Vater — so wie Du ihn bei jeder Gelegenheit einlädst!“

„Der Mann muß doch thun können, wozu er Lust hat,“ entgegnete der Direktor kurz.

„Ach,“ wandte Frau Bratt ein, „wir wissen ja, wie Johnston ist. Er ist so zerstreut, und wenn man schließlich der Sache auf den Grund geht, hat er gar nicht einmal daran gedacht, jemand einzuladen. Johnston vernachlässigt den Vater nicht!“

„Diese Zerstreutheit, ja, die mag ganz liebenswürdig sein; aber ich habe doch noch nie erlebt, daß er dadurch irgendwie im Nachteil gewesen wäre!“

Klaus stutzte. Der Vater hatte sich gründlich geärgert. Und sogar freisch rasiert hatte er sich!

„Die Sache ist natürlich ganz einfach, daß Johnston es vorzieht, sich der Stadt gegenüber allein mit seiner vornehmen Verbindung zu brüsten, ohne den Vater dazuzuziehen!“ schlußfolgerte er.

„Du mit Deinem „natürlich ganz einfach,“ fuhr ihn Gjertrud heftig an, „der Vater braucht nur mit dem Finger irgendwo hinzuzeigen, so bellst Du hinterdrein, gerade so wie Tyras!“

„Nein, nein, Klaus, was denkst Du nur?“ verwies ihn die Mutter beruhigend, „Johnston ist nicht kleinlich, das liegt seiner ganzen Natur viel zu fern.“

„Klaus hat recht, es ist höchst sonderbar!“ schnitt der Direktor alles fernere Gerede über die Sache ab. „Johnston hat seine schwachen Seiten, seine sehr schwachen Seiten.“

Hastig öffnete er die Thür und ging hinein.

IX.

Der folgende Tag war der „heiße Tag“, wie der Direktor ihn getauft hatte.

Das Comptoir in der Stadt war am Sonnabend gewöhnlich von Leuten belagert, die ihn abfassen wollten, ehe er in irgend eine Versammlung entschlüpfte und schließlich in der Sparbank verschwand. — um etwas von ihm zu erreichen, ein Versprechen oder die Zusage, daß er sich für ihre Sache interessieren wolle.

An einem solchen Tage atmete er förmlich auf, wenn er erst glücklich durch den Thorweg und über die Diele gekommen war und die paar dringendsten Bittsteller, die mit aufs Comptoir genommen werden mußten, abgefertigt hatte. Mit allen Anzeichen der Hast stand er da, die Papiere unter dem Arm, bereit, von dannen zu stürzen. Er antwortete ruhig, kurz und offen, weil er dadurch am meisten Zeit sparte, und steuerte dann die Straße hinauf, hie und da zur Seite schielend, wenn er Leute zu erblicken meinte, die ihm möglicherweise auflauerten. Er lächelte, — ihm begegnete ein solider Schiffsreeder, der von der gemüthlichen Seite genommen werden mußte.

Von Mittagessen konnte keine Rede sein, höchstens konnte er aufs Comptoir hinüberspringen und ein paar zusammengelegte Butterbrote mit Fleisch oder Schinken hinunterschlingen, die er von Hause in Papier gewickelt mitgebracht hatte, und eine Flasche Bier dazu trinken, — oder er stahl sich des Vormittags einen Augenblick ab, lief zu Johnston hinüber und ließ sich ein Glas Portwein von Fräulein Rönneberg geben.

Aber das fiel ihm heute nicht ein, — bewahre. —

Unter der Last und Mühe des Tages war er bis zum Nachmittag gelangt und hatte schon ein gutes Stück der Sparbankfiktung hinter sich, als der Kassierer den Kopf hastig in das Direktionszimmer steckte und meldete, daß Herr Johnston ihn zu sprechen wünsche.

„Sind es Bankangelegenheiten, so stehe ich zur Verfügung, — aber er kann ja selber sehen, wieviel Leute noch da draußen bei Ihnen warten.“

„Herr Johnston will draußen sitzen bleiben, bis es dem Herrn Direktor paßt,“ lautete die Antwort.

„Oh, ein feiner Herr,“ murmelte der Direktor; „wir müssen die Ehre zu würdigen wissen, Gaarder, und uns beeilen! Lesen Sie die Bewilligungen vor, Kämmerer, dann unterschreiben wir das Protokoll.“ —

„Bitte, Johnston,“ rief er darauf zur Thür hinaus, „die Sitzung ist geschlossen.“

Ein wenig formell bot er ihm einen Stuhl.

Der silberweiße Kopf und die sanften Züge des Wegeinspektors zeigten sich vorsichtig hinter Johnston in der Thür: „Darf ich — kann ich — so frei sein?“

„Hier sind ja drei vom Vorstand zugegen,“ begann Johnston, „und da ich selber der vierte bin, kann man hier vielleicht eine Sache zur Sprache bringen. Wir haben ja beinahe die Stimmenmehrheit,“ lächelte er.

„Ich meinerseits bin ganz Ohr,“ versicherte der Direktor. „Die Sache ist die, daß der Landrat, wie Du wohl weißt, gestern abend bei mir gewesen ist.“

„Kann nicht gerade behaupten, daß ich es weiß; aber das ist ja einerlei. Nun, wir warten voller Spannung.“

„Ich habe ihm mit Hand und Mund versprochen, daß ich mich einer Sache annehmen will, die ihm sehr am Herzen liegt, und die auch meiner Ansicht nach von großer Bedeutung für die Stadt ist. Es handelt sich nämlich um eine Regelung des Touristenverkehrs, der hier zu Lande ja einen so ungeheuren Aufschwung genommen hat. Peter Enkoffs Posthalterei ist ja eine förmliche Institution geworden, die mit den Dampfschiffen in Verbindung steht und inseriert und Reklame macht. Der Landrat hat durch den Wegeinspektor Fintenhagen eine Zählung der Reisenden veranstalten lassen; diese weist eine Nummer auf, die fast das Doppelte von dem beträgt, was erforderlich ist, um eine regelmäßige Diligencefahrt hier von der Stadt aus einzurichten. Darf ich Sie bitten, meine Herren, das Verzeichnis der Reisenden von diesem Sommer in Augenschein zu nehmen?“

Er reichte Bratt das Papier; dieser warf einen flüchtigen Blick darauf und reichte es dann dem Kämmerer Baage.

Das milde, zuvorkommende Gesicht des Wegeinspektors bekam einen noch sanfteren Ausdruck bei dieser glatten Er-

„Petition der „Grundlage der Sache“. Der Direktor war selbstredend auf Johnstons Seite.

„Ich muß gestehen,“ begann er mit vorsichtiger Wärme, „ich habe mich bereits zwei Jahre für diese Idee interessiert, — in aller Stille, aus leicht begreiflichen Rücksichten, he, he.“

„Aus leicht begreiflichen Rücksichten,“ höhnte der Direktor und sah zu ihm hinüber mit einem Ausdruck, als schiene ihm die Sonne in die Augen. „Das heißt, Sie wünschten nicht, daß Ihnen Peter Enoksen auf den Nacken käme. Nein, mit dem ist nicht gut Kirschen essen; er fragt nichts danach, daß seine Posthalterei zu Grunde gerichtet wird.“

„Die Idee ist sozusagen mein Lieblingskind geworden, Herr Direktor, — und wenn meine geringe Einsicht und meine bald siebenundzwanzigjährige Erfahrung in Bezug auf den Landstraßenverkehr hier im Distrikt in die Wagschale fallen kann, so soll es mir eine Freude sein, die Sache zu stützen.“

„Ja stützen Sie nur, — ich halte dagegen, — und ich will hier gleich meine Gründe anführen. All dergleichen Lappentram und provisorische Geschichten mit Deligencen usw. hindern und verzögern nur das, was für die Stadt und Umgehend die Hauptsache sein muß, — nämlich das Streben, eine Eisenbahnlinie hierher zu legen. — Es thut mir leid, Johnston,“ sagte der Direktor, „daß ich in dieser Angelegenheit Deinem Landrat nicht dienen kann, grüße ihn nur von mir und sag' ihm das. Wir behalten unsere Posthalterei, bis wir eine Eisenbahn bekommen. Das ist ein klarer Bescheid, und so sicher wie irgend ein Programm!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Puttkamerun.

Von Emil Rosenow.

Der kleine, von zwei flinken Jüdern gezogene Korbwagen fuhr in flottem Tempo über die schmale Straße auf das Gut zu. Einsam lag es da. Der Besizer war ein reicher Magnat und zog es vor, unter mehreren Gütern, die er sein Eigentum nannte, einen alten schlesischen Herrensitz zum Aufenthalt zu wählen. Ein Inspektor verwaltete dieses weltentlegene pommerische Gut.

Wirkends war ein Mensch zu sehen. Die beiden Herren im Wagen redten die Hälse. Der eine war der Oberförster, der andre der Rittergutsbesitzer Baron v. Kösteritz. Als der Wagen mit einem Hinterrad in die tiefe Lehmsurche der Straße geriet, fluchte der Baron. Der Oberförster aber lachte.

„Ja, Herr Baron, wir sind schon lächtig geschüttelt worden. Man fühlt seine Knochen. Das sind nu so die Leiden und Freuden eines Reichstags-Kandidaten. Haha!“

„Verdammt, ich wollte, die Geschichte wäre vorüber,“ brummte Herr v. Kösteritz. „Man kommt kaum mehr nach Hause. Und dann dieses Schöndrum mit den Tagelöhnern, Hofgängern o tutti quanti. Paßt mir schon lange nich' mehr. Da ist's bei der Landtagswahl schöner, da redet man mit Seinesgleichen.“

„Aber wir ha'm die Leute doch 'mal nötig,“ versetzte der Oberförster. „Wenn wir nicht freundlich zu ihnen sind, dann wählen sie rot, sehen Sie . . . also.“

Herr v. Kösteritz erwiderte nichts, so verdrießlich war er. Ueberdies fuhr jetzt der Wagen in den Gutshof, die Herren sprangen ab. Eine Magd trappste über den menschenleeren Hof.

„Hei, Stine,“ rief der Oberförster, „wo is der Entspek'r?“

Die Magd wischte sich mit dem Arm über den Mund und antwortete mit einer tiefen Stimme:

„Hei is' in de Lüftung.“

Die beiden gingen ins Haus. Der Oberförster voran. Er stieß die Thür zur Leutestube auf, einem niedrigen Raume, schmutzig, verräuchert, mit zerbrochenen Fensterscheiben. Inmitten der Stube stand der Gutsinspektor, die Pfeife im Munde.

„Tag, Lantow,“ sagte der Oberförster, „hier stelle ich Ihnen den Reichstags-Kandidaten der konservativen Partei vor, Herrn Rittergutsbesitzer Baron v. Kösteritz. Herr Baron möchte sich mit 'n paar Gutsleuten bekannt machen . . . wissen Sie, von wegen der Wahl.“ Er zwinkerte mit den Augen.

Der Inspektor nahm die Pfeife aus dem Munde, zog die Mütze.

„Dat hat bei uns all' keine Not, Herr Baron,“ sprach er.

„Wenn Wahl is', dat is' bei uns man so: hei, neben de Lüftung, is' för't Gut dat Waschlolal. Nu, un' dann rus ich die Tagelöhners hei in de Stuw tosamman, halt ihnen 'ne Rede, dann giebt's man 'n Butterbrot un' 'nen Schnaps. Jeder kriegt 'nek konservativen Stimmzettel, dann geht's heineben ins Waschlolal, da stecken wir se in de Cigarrenliste un' denn is't man goot.“

Der Oberförster lachte aus vollem Halse, der Kandidat aber meinte würdig:

„Nun, ich möchte wenigstens mit Ded oder jenem 'mal 'n paar Worte sprechen, daß die Leute auch bemerken: die konservative Partei hat 'was übrig fürs Volk.“

Der Inspektor nickte. Er wies durchs Fenster auf die längs der ausgefahrenen Straße liegenden etwa zwölf Lehmhäuser und sagte:

„Da is' dat Dorf, Herr Baron. Es werden woll einige zu Hause sein. Sie sind alle gut, unsre Leute. Bloß die Hofgänger, da sind manchmal verdammtige Kerls drunter. Da möt man sich fürsähn.“

Der Baron nickte kurz und empfahl sich. Er ging mit dem Oberförster über den Gutshof und die Straße hinunter. Der Oberförster erzählte gut gelaunt allerlei Wahlstücklein. Wie sie die socialdemokratischen Flugblattverbreiter mit Hundern aus dem Gutsbezirk 'rausgehett hatten, wie sie in der „Preussischen Krone“ einen Socialdemokraten, der in einer konservativen Wählersammlung „zur Geschäftsordnung“ das Wort verlangte, die Treppe hinuntergeschmissen hatten, wie sie einen fremden Hofgänger, der bei der Arbeit die Marschliedchen gesungen, durch den Gendarmen in Polizeigewahrsam hatten bringen lassen und überdies beim Gericht fünf Mark Strafe durchgehett hatten wegen Singens aufrührerischer Lieder. Der Baron hörte das alles mit an und lächelte oder nickte beifällig dazu. Derweilen kamen sie ins Dorf. In den paar Lehmhäusern wohnten je drei oder vier Familien, und aus den niedrigen Fenstern blickten die Köpfe von Frauen und Kindern heraus, die, als sie die noblen Herren, in grünen Jägerrocken und Hütschen, mit blankgewischten Kanonenstiefeln erblickten, sich scheu zurückzogen.

„Se sünd man 'u bisten blöde,“ lachte der Oberförster, da wer'n Sie nichts 'rausbringen, Herr Baron.“

Vor einem Hause sah ein alter Mann, die bloßen Füße in Holzpantoffeln, hembärmelig. Er hatte ein Stück grobes Brot neben sich liegen. Zwischen den Beinen hielt er eine Forke und trugte mit dem Taschmesser bedächtigt hartgewordenen Kuhdünger ab.

„Guten Tag,“ sagte der Baron freundlich. Da der Mann sich nicht rührte, gab ihm der Oberförster einen Puff. „Geda . . .! Paß upp. Der Herr will mit Di sprekten.“

Der Alte ließ erschreckt die Forke fallen, fuhr auf und starrte die Fremden mit aufgerissener Munde an.

„Er is' ein Altersrentner,“ erläuterte der Oberförster, „er kriegt Rente aus der Altersversicherung. Solche Leute nehmen die Tagelöhners gern. 's sünd man immer den Monat 'n paar Mark Bargeld.“

„Aha, aha,“ machte der Baron wohlwollend. Dann frug er: „Was machen Sie denn da?“

Der Alte guckte seine Forke an. „Utmest hetw id.“

„Hm . . . so. Also arbeiten können Sie noch? Da erweist Ihnen der Staat doch eine große Wohlthat, wenn er Ihnen trotzdem eine solche Rente zuwendet. Nicht wahr?“

Der Alte sah ihn mit großen Augen an. Offenbar hatte er gar nichts verstanden.

„Nu, ju,“ sagte er.

„Nun, dann will ich hoffen, lieber Mann, daß Sie sich am Wahltag dem Staate dankbar erweisen und den Stimmzettel der konservativen Partei in die Urne stecken werden.“

„Nu, ju,“ sagte der Mann.

Der Baron lästete den Hut und ging mit seinem Begleiter weiter.

„Ich denke, so war's gut. Kurz und bündig.“

Er sah sich nochmals nach dem Alten um, wohl um den Eindruck seiner Worte zu studieren. Der Mann sah bereits wieder auf einer Bank und schnitt mit dem Messer bedächtigt sein Brot.

Die Herren traten in eine der niedrigen Lehmhütten.

„Wer wohnt denn hier?“ fragte der Baron.

Der Oberförster zögerte. „Es wohnen hier vier Tagelöhner,“ sagte er. „Na, gehen wir 'mal hier unten 'rein.“

Er stieß eine niedrige Thüre auf, und sie traten in einen unwohnlichen schmutzigen Raum, in dessen Mitte um den viereckigen wadligen Holztisch die Tagelöhnersfamilie saß, der Mann, die Frau, ein alter Mann und zwei Kinder. Sie löffelten aus einer großen Schüssel. Als unter der Thüre die beiden Herren auftauchten, standen sie sämtlich, förmlich erschreckt vom Tische auf. Wenn die zu ihnen kamen, wollten sie sicher nichts Gutes! Aber der Oberförster winkte leutselig, sie sollten sitzen bleiben.

„Wir wollten Sei man bloß besöken, Müller,“ sagte er freundlich.

„Der Herr Baron v. Kösteritz hier is' unjer Reichstags-Kandidat. Er will Ihre Stimme hebb'n für die Reichstagswahl.“

Der Tagelöhner guckte seine Frau an und den alten Mann. Berlegen strich er seine Hembärmel herunter. Er wußte offenbar nicht, was er in solcher Situation zu sagen habe.

„Ist das Ihre Familie?“ frug der Baron.

Der Tagelöhner sah die vier Personen um den Tisch an und nickte dann zögernd und furchtlos. Herr v. Kösteritz seinerseits trat freundlich an den Tisch.

„Was hat Mutter denn da gekocht?“ frug er eines der Kinder.

„Mangeten!“ war die Antwort.

Er betradetete das Gemengsel in der Schüssel: Kartoffeln, Borree, Sellerie, Petersilie, Mohrrüben, Erbsen und Saubohnen.

„Habt Ihr auch gutes Brot . . . wie?“

„Nu, Grobbrot,“ gab die Frau zögernd zur Antwort.

„Aha . . . aha . . . und Fleisch habt Ihr auch genug . . . wat?“

„Nu . . . wenn wir tröd' Küffel (trodene Kartoffeln) eten, dann hebb' d' Sped.“

„Sped . . . hm! Ja, ja, ganz recht.“

v. Kösteritz frug nicht weiter und wandte sich wieder an den Tagelöhner:

„Sie haben wohl schon oft zum Reichstag gewählt, wie?“

„Ju, ju,“ erwiderte der Mann.
 „Und reichstren haben Sie auch gewählt, wie?“
 Der Oberförster sicherte. „Nu, wat dat is, Herr Baron, dasor leg' ich miene Hand in't Fäer.“
 „Nun, dann hoffe ich, daß Sie auch dieses mal wieder unter den Männern der Ordnung stehen werden. Adieu, Ihr Leute.“ Der Baron wandte sich zum Gehen. Der Oberförster aber schrie dem Tagelöhner ins Ohr, als ob er schwerhörig wäre: „Paß upp, Müller, dat kannst du di Ännern liehren. Der Entpelt'r hat sagt: wenn die Lüt nicht wähen, wie wir wöll'n, denn giebt es för's Wesenbinden keine fuszige Penning mehr. In die Hofarbeit wird schlechter un allens wird schlechter. Dat kannst du die Lüt sagen, ich, der Oberförster, hät's sagt. Tag.“

Er kam hinter dem Baron her, der rasch voraufging, um nichts zu hören. Als er einen Blick seitwärts warf, standen die Leute wie von einem Alp befreit. Aber die Frau hatte ihr Gesicht gegen die schmutzigen Scheiben gepreßt und warf ihnen finstere Blicke nach.

„Ist es nicht bald genug?“ frug Herr v. Kösteritz den Oberförster.

„Jawohl, Herr Baron, aber wir wollen doch noch zur Heuscheune herübergehen. Da wird jetzt eingefahren. Da können Sie mit die Utlämmer (nicht-pommersche Hofgänger) sprechen.“

Der Baron erwiderte nichts. Mißvergünstigt ging er neben seinem Führer her.

Vor der Scheune stand ein hochbeladener Heutwagen. Aus der Scheune tönte Durcheinanderreden und Fluchen. Ein halb abgeladener Heutwagen stand inmitten der Scheune, während rechts und links das aufgeschichtete Heu zu hohen Wällen emporwuchs. Eine solche drüdende Hitze entwickelte das warme Heu, daß der Baron schon vom Stillstehen schwigte. Auf dem Wagen standen zwei „Manns“, nur mit Hemd und Hose bekleidet, und richteten mit den Forken das Heu hoch. Es wurde stufenweise aufgeschichtet, und auf jeder Stufe oder „Fuß“ standen zwei Manns und reichten mit den Forken das Heu weiter, bis es von den letzten hoch oben hingelagert wurde. Die Knie zitterten den Leuten und der Schweiß tropfte ins Heu. Beim Emporheben des Heues fiel ihnen der Heusamen in den Nacken und verursachte auf der schweißenden Haut ein schreckliches Jucken und Brennen. Konnte es mal einer nicht mehr aushalten und fragte sich, so fiel den unteren beim Zureichen das Heu von der Gabel. Dann fluchten sie und schlugen oder stachen mit den Forken nach dem Manne, der sich laut schreiend verteidigte.

„Die Frechfäde das sind die Utlämmer,“ erklärte der Oberförster dem Baron. „Dat sind meist Handwerksburschen, Arbeitslose aus den Großstädten. Aus Not verbinden sie sich, und wir nehmen sie von wegen den Leutenangel . . . Wat Gutes sind die nich! . . . Lauter Sozialdemokraten.“

„Ganz recht, ganz recht,“ nickte der Baron.
 „Galloh, Ihr Lüt!“ schrie der Oberförster. „Galt man upp, kommt man runner!“

Augenblicks entstand Totenstille. Die Leute starrten die beiden noblen Herren an. Dann erklärte der „Statthalter“, der die Arbeit beaufsichtigte, die Leute könnten nicht herabkommen: sie würden sonst die Stufen eintreten und der Heustoß käme ins Ausfluchen.

„Na, dann bleibt man oben,“ sagte der Oberförster jovial.
 „Aber hielt Euch den Herrn mal an. Kennt Zi den? Hä? Dat is der Herr Baron v. Kösteritz, unser Reichstagskandidat, der Euch in 'n Reichstag vertreten soll.“

Die Tagelöhner starrten den Mann an wie ein Meerwunder, die „ausländischen“ Hofgänger aber sicherten.

Dem Baron war's peinlich. Er setzte eine Offiziersmiene auf, trat stramm vor und schnarrte:

„Leute, seid Ihr gebiente Soldaten?“
 „Ju, ju,“ sagten einige.
 „Seid Ihr im Kriegerverein?“

„Ja, das waren sie.“
 „So laßt uns unsre gemeinsamen Gefühle zusammenfassen in den Ruf: Das deutsche Vaterland . . . Hurra!“

„Hurra!“ riefen die Leute. Das waren sie so vom Kriegerverein her gewöhnt.

Herr v. Kösteritz lächelte wohlwollend, lästete den Hut und wandte sich zum Gehen. Im selben Augenblick steckte ganz oben ein „Utlämmer“ den Kopf aus dem Heu und krächte wie ein Hahn:

„Die Sozjaldemokratie lebe ho—o—och!“
 Wie von der Tarantel gestochen, fuhren die beiden Wahlagitatoren herum. Der Oberförster sprang dicht vor den Heuhaufen und schrie krebsrot vor Wut:

„Langt ihn runner, den Hund! Langt ihn runner!“
 Der Statthalter und die Tagelöhner kletterten die Heustufen empor, um den Anhold zu ertöscheln. Die Hofgänger aber ergriffen seine Partei und setzten sich zur Wehr. Es entstand ein Hin- und Herstoßen. „Die Füß, die Füß!“ schrie der Statthalter. Aber es war zu spät. Ein paar „Heu-Füße“ waren abgetreten, die Tagelöhner rutschten herab und suchten sich am Heu zu halten. Plötzlich gab's einen allgemeinen Aufschrei. Der Heutwall bog sich vornüber, die Leute purzelten herab und lagen unter einem Berg von Heu begraben in der Scheune.

Einen Augenblick sah man nichts als Heu. Dann krochen allmählich die Leute hervor; schließlich pellten sie den Oberförster und den konservativen Reichstagskandidaten heraus. Sie mußten den Herren das Heu vom Leibe raffen, ehe sie wieder menschenähnlich

wurden. Der Anblick war so ungeheuer komisch, daß die Leute in lautes Gelächter ausbrachen.

„Wo is der Demokrat?!“ schrie der Oberförster.
 „Aber der hatte sich längst davon gemacht.“
 „Kommen Sie, kommen Sie,“ sagte der Baron ganz bestürzt und zog seinen Begleiter aus der Scheune.

Als sie draußen in der Sonne standen, sah einer den andern mit aufmunternden Blicken an. Einer wollte den andern mit Vorwürfen überschnitten. Aber dann bezwangen sie sich und suchten einen gemeinsamen Ableitungspunkt für ihre Wut.

„Da sieht man's wieder 'mal,“ schnaubte der Baron, „das allgemeine Wahlrecht . . .“

„Ja,“ sagte der Forstmeister und seufzte tief, „ja, wenn wir das Dreiklassen-Wahlrecht hätten . . .!“

Kleines feuilleton.

oe. Die Maus. Es sah eine Maus in der Falle, ein allerliebstes kleines Ding. Im grauen Sammetrock saß es da, hob die Vorderpfötchen, drehte den Kopf nach rechts und links, und lugte mit den kleinen Funtelänglein dumm-pfiffig in die Welt.

Die Müller schrie auf, als sie den Fang erblickte: „Eine Maus, huh, eine Maus!“ Ihr helles Getreisch klang durch die ganze Wohnung. Es klang auch nach vorn, wo die Familie noch beim Morgenkaffee saß. Die Familie will sagen: Mama, Adele, die Älteste und Willy, der Quartaner. Papa war schon in das Bureau gefahren. Mama ließ das Morgenblatt sinken und horchte auf: „Was hat denn die Müllerern?“

„Sie quietscht!“ sagte Willy.
 „Neb' nicht so ordinär!“ schalt Adele.
 „Sie quietscht aber doch,“ beharrte Willy und brach zugleich in ein wahres Indianergeheul aus: „Eine Maus — sie schreit eine Maus! Hurrah, es hat sich eine Maus gefangen.“

Er warf die Butterkremel auf den Kaffeetisch und stürzte nach der Küche.

Sein Schrei wirkte wie ein Stichwort, Mama und Adele sprangen gleichfalls auf und stürmten ihm nach.

Im Halbkreis standen alle um das Küchenspind, darin das Mäuschen in der Falle saß.

„Endlich,“ sagte Mama, „es wurde Zeit! Und seht mal bloß solch eine große.“

„Da wundern man sich, wenn immer allens beknaßert is,“ sagte die Müller, „na nu wer'n wir Ruhe haben. Jetzt geht's Du an den Kragen, Du Rader.“ Sie drohte dem Mäuschen mit ihrer schwierigen abgearbeiteten Faust.

„Aber eigentlich ist sie süß!“ sagte Adele schwärmerisch. „Ach, seht mal, es macht Männchen, das liebe Tier.“

„Liebes Tier is gut,“ meinte die Müller, „liebes Tier, das allens anknabbert, danke!“

„Aber hübsch ist sie doch.“
 „Entzündend!“ nickte Mama und nahm das Stillorngnon: „Wie sie die Ohrchen spitzt.“

„Nichtige Schweinsohren,“ behauptete Willy.
 „Und solch niedliches Tier soll nun sterben.“
 Adele jammerte ordentlich.

„Willst sie Dir vielleicht ins Glasspind sehen?“ fragte Mama spöttisch. Willy schrie auf: „Au ja, Mama, ins Doppelfenster und dann laufen wir 'ne weiße dazu, und wenn sie dann Kleine kriegen . . .“

„Du bist wohl verdreht,“ schnitt Mama seinen Erguß ab. Die Aufwartefrau lachte hell auf: „Na ja, ins Doppelfenster. Se haben woll noch nich genug von dett Ungeziefer? Huh, se kommt raus!“

Sie nahm ihre Röde zusammen und sprang jurid. Die beiden Damen schrien gleichfalls. Die Maus ratterte in der Falle umher und drehte sich wie ein Quirl um sich selber.

„Sie kommt raus! Sie kommt raus!“
 Mama flüchtete nach der Thür. Adele stieg auf den Küchenschemel. Willy schrie: „Aber seid Ihr denn verdreht? Sie turnt so bloß. Mama, wenn sie Kleine haben, kann man sie doch verlaufen. Der Vogelhändler giebt 'n Sechser für's Stück. Mama, ich sehe sie ins Doppelfenster.“

„Auf keinen Fall! Ich schlafe keine Nacht, wenn das schreckliche Vieh im Hause bleibt“ rief Adele.
 „Ich werde die Maus im Hause behalten,“ sagte Mama entrüftet. „Die Maus kommt fort! Was machen wir denn bloß mit ihr?“

„Der Stake geben,“ riet die Müller.
 „Ja, ja, der Stake geben.“

„Das giebt noch 'n Heiden Spaß, wenn die nach ihr rennt,“ juchzte Willy, „ich seh' zu.“

„Aber gleich muß sie weg,“ trockte Adele. „Nehmen Sie die Falle, Frau Müller, und tragen Sie sie runter.“

„Wer? Ich?“ Die Müller drehte sich um, sie war während des ganzen Tumults schon wieder an ihre Abwaschwanne getreten und hatte zu arbeiten begonnen. Jetzt zog sie die nackten Arme aus dem Wasser und stemmte die Hände in die Seiten. „Ich soll die Maus wegbringen? Aee, ich sah' ihr nich an . . .“

„Na, haben Sie sich nur nicht,“ sagte Mama, „wer soll sie denn wegbringen? Ich etwa?“

„Ich fah' ihr nich an,“ beharrte die Müller, „denn kommt einen der Schwanz an die Finger . . Neel!“ Sie schüttelte sich vor Entsetzen.

„Gott, das ist ja aber einfach albern,“ rief Abese. Sie stand noch immer auf dem Schemel: „Thun Sie doch nicht so etepetete, das haben Sie doch wirklich nicht nötig.“

„Das sollte ich auch meinen,“ entriestete sich Mama. „Spielen Sie sich doch nicht auf, nehmen Sie die Falle und fort mit dem Juy.“ „Neel, ich kann aber nich; dann kann's ja der Billy machen,“ jammerte die Müller. „Ich kann det nich anfassen, inädige Frau — mir schuddert so.“

„Ich werde das Kind die Maus fortbringen lassen.“ Mama wurde ernstlich empört; in ihr Gesicht stieg eine zornige Röte: „Ich will Ihnen mal was sagen, Müllern, entweder Sie thun die Arbeit, die man Ihnen aufträgt, oder Sie lassen das Arbeiten bei mir überhaupt sein. Ich klege alle Tage Arbeitsfrauen, das lassen Sie sich gefagt sein.“ Sie erhob ihre Stimme.

„Na eben,“ stimmte Abese bei, „so viel Geschrei um eine Maus, das ist ja lachhaft. Dann nimmt man sich 'ne andre Aufwärterin. Die Portierfrau hat mich schon gefragt, ob sie nicht die Stelle bekommen kann.“

„Nu ja, ich mach's ja schon.“ Die Müller knidte ordentlich zusammen. „Dann wer' ich das Vieh erkäufen.“ Sie trodnete sich die Hände an der Schürze ab, faßte die Mausfalle mit dem Feuerhaken und warf sie in den Aufwischweimer. „So, nu is se dot, aber Sie fassen ja so was auch nich an, inädige Frau, Sie nich und 's Präulein auch nich.“ Sie sagte das Letzte nicht laut, sie brummelte es nur vor sich hin, die Mama hatte es aber doch gehört, sie drehte sich in der Thür noch einmal um: „Wollen Sie was? Was wollen Sie? Hören Sie mal, Müllern, werden Sie nicht frech! Wollen Sie sich etwa mit meiner Tochter und mir vergleichen? Wir sind Damen, aber solcher Arbeiterfrau, wie Ihnen, kommt es wirklich absolut nicht zu, so furchtbar albern zu sein.“ —

Kunst.

— Die Allein-Seligmachende. In einem Feuilleton-Artikel „Münchener Eindrücke“ schreibt Richard Muther in dem Wiener Tageblatt „Die Zeit“: Max Liebermann spielt bekanntlich in der „freien“ Berliner Kunst ein wenig die Rolle wie in der offiziellen der Kaiser. Er dirigiert den Geschmack. Er hat es, geistvoll und anregend, dahin gebracht, daß die Reiter der Kunstsammlungen seinen Worten ebenso viel Gewicht wie die Kritiker und die Besitzer der Kunstsalons beilegen. Nun, ich vernehre Max Liebermann. Ich erkenne Cassirer an. Ich halte auch Manet und Monet, Cezanne und Degas für sehr große klassische Meister. Aber muß deshalb die alte Wahrheit vergessen werden, daß viele Wege nach Rom führen? Ist das Reich der Kunst nicht so weit, daß auch mancher, der nicht Impressionist ist, darin Platz findet?

Die Entwicklung der neuesten Kunst vollzog sich, wie ich glaube, sehr logisch. Wir danken den Impressionisten, daß sie einer akademisch erstarrten Kunst eine neue, auf selbständige Naturanschauung begründete entgegensetzten. Wir danken es ihnen, daß sie durch ihr Studium der Konvergenz unser Auge für ganz neue Harmonien, für ganz neue Klänge empfänglich machten. Doch da es im Wesen jeder Kunstströmung liegt, daß sie, das Eine betonend, anderes außer acht läßt, war das Programm des Impressionismus zu modifizieren und zu erweitern. Man sollte Freilustfiguren im Freien malen. Schön. Doch die Bilder kamen in Innenräume, und da wirkt Freilicht oft brutal. Man sollte dem Lichteleben bis in seine feinsten Nuancen folgen. Schön. Doch was half es, wenn die Bilder nur wie ein undeutliches Chaos wirkten? Man sollte „nicht abgehen von der Natur in dem Gutmüthigen, daß man solches aus sich selbst heraus besser machen könnte“. Schön. Doch was wurde daraus, seit das ewige Kopieren einer langweiligen Natur die Künstler ebenso sehr wie das Publikum anödete? Ein Bild soll kein Störenfried, kein „Loch in der Wand“ sein. Nein, es soll angenehm wirken, es soll schmücken, erfreuen, nicht nur durch das, was es darstellt, auch durch den Rhythmus seiner Linien, durch den Wohlklang der Farbe. In dieser Richtung hat sich, auf den Errungenschaften des Impressionismus weiter bauend, die Malerei ganz Europas bewegt. Die Pariser, die Schotten und Dänen, die Münchener und Wiener sind einig. Da kommt es im Grunde doch post festum, wenn man in Berlin jetzt Manet entdeckt, die Specialität eines Kunsthändlers zur allein seligmachenden Kunst stempelt. —

Völkerkunde.

gc. Eine chinesische Hochzeit. Kürzlich wurde in der vornehmen Gesellschaft Shanghais eine Hochzeit gefeiert, von der ein als Gast anwesender französischer Arzt eine anschauliche Schilderung entwirft. Der Sohn eines Mandarinen heiratete die Tochter eines reichen Großkaufmanns. Umfassende Vorlesungen waren für dieses außerordentliche Ereignis getroffen worden. Der Vater des Bräutigams sandte der Braut Geschenke im Werte von 2-3000 Dollar. Die Aussteuer der Braut bestand aus kostbaren goldenen Armbändern, goldenem Kopfsputz mit den blauen Federn des königlichen, vielen Koffern mit kostbaren Seiden- und Satinengewändern, mit schönen Stickereien, und einer Sklavin zur Bedienung der Braut. Am festgesetzten Tage gegen 10 Uhr begann die Ankunft der geladenen Gäste. Bald verkündete eine chinesische

Musikbande das Nahen der roten Brautsänfte. Sobald diese am Hause anlangte, erfolgte das übliche Abbremsen von Raketen. Die Sänfte wurde in das Empfangszimmer getragen und hier aufgestellt, worauf man rote Teppiche von der Thür der Sänfte bis zum Zimmer der Braut legte. Eine ältere vornehm aussehende chinesische Dame trat nun an die Sänfte und sprach einige beglückwünschende Worte. Hierauf wurde die Sänfte von Frauen geöffnet und die Braut herausgeführt. Ihr Kopf war in einen dichten roten Schleier gehüllt. Die Dienerrinnen führten sie nach dem Brautgemach, wo sie sich neben den Bräutigam auf eine Kante der Bettstelle setzte. Einige Minuten später begab sich der Bräutigam wieder in das Empfangszimmer und stellte sich vor einen Tisch; auf diesem brannten zwei ungeheuer große rote Kerzen, ferner lagen dort zwei kleine Hähne aus weißem Zuder, ein Palet Gabeln, ein Spiegel, eine Schere, ein Fußmaß, eine Kapfel mit einer Geldwaage und zwei durch eine rote Schnur miteinander verbundene Becher. Nun wurde die Braut hereingeführt; sie nahm zur Rechten des Bräutigams Platz. Beide fielen jetzt viermal gegen den freien Himmel hin auf die Knie, wechselten die Plätze und knieten abermals viermal nieder. Dann wurden sie einander gegenüber gestellt und wiederholten von neuem das viermalige Niederknien. Eine der Josen nahm nun die mit der roten Schnur verbundenen Becher, goß eine Mischung von Wein und Honig mehrere Male von einem Becher in den andren und brachte dieselben abwechselnd an den Mund des Bräutigams und der Braut, ohne daß diese jedoch wirklich daraus tranken. Auch die Zuderhähne wurden beiden hingehalten und dabei Glückwünsche ausgesprochen. In gleicher Weise wurde mit Gabeln, Spiegel, Waage usw. verfahren. Hierauf führte man das Brautpaar unter Vorantragen der roten Kerzen nach dem Brautgemach, worauf der Bräutigam nach dem Empfangszimmer zurückkehrte. Jetzt wurden die Gäste eingeladen, die Braut in Augenschein zu nehmen. Schwere goldene Armbänder umschlossen ihre Handgelenke, ihre Fingernägel waren mit langen goldenen Blättchen bedeckt, ihr Kopf war mit Gold und Perlen gepuzt, ihre Kleider waren elegant und kostbar. Den Gästen zu Ehren hoben die Josen ihr sogar die Hähne empor, die von reich gestickten Schuhen umschlossen waren. Die Sohlen waren genau zwei Zoll lang. Die Damen behaupteten, die Braut sehe recht gut aus. Der Bräutigam und sein Vater machten inzwischen den Freunden des Hauses die üblichen Bücklinge. Am Abend wurden die Gäste zu einem Feste eingeladen, an welchem über zweihundert Freunde der Familie teilnahmen. —

Humoristisches.

— Wahres Geschichtchen. Im Vorortzug nach Pasing springt lustig und neugierig ein zehnjähriger Junge von Fenster zu Fenster; die Mutter ermahnt ihn sehr oft und eindringlich in französischer Sprache, bis der Sprößling zur Antwort giebt! „Red' deutsch, i versteh' Di' net.“ —

— Aus Gendarmerie-Anzeigen. Er stand in einer Ecke des Saales, umgeben von niemand. — Der Beschuldigte gab auf Vorhalt der Unwahrheit die Ehre. —

— Seine Deutung. Rentier Samoshiner hört, wie sich seine beiden Söhne, die von Josen zu Ferien daheim sind, über Fragen der Metrik streiten.

„Gast De gesehen“, sagt er zu seiner Frau, „machen die Jungs e Beschrei, ob die Trochän sennen lang oder kurz, wie a Wichtigkeit! Wie wir sennen gewesen klein, hat me viel auf solche Narischkeiten gegeben!“ „Aber Vater“, sagt Moriz, „man muß doch ganz genau wissen, was Trochän sind.“ „Wie a Schwierigkeit“, erwidert der Vater, und indem er sich erhebt, sagt er, jedes Wort mit einem Schlag auf den Tisch bekräftigend: „Trochän is, wie me im Schwein findet.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Volksfestspiele sollen im nächsten Sommer am Fuße der Weibertreu bei Weinsberg stattfinden. Das Spiel, das die bekannte Sage von den treuen Weinsberger Weibern behandelt, wird auf einer in die Landschaft eingebauten Bühne mit der Burgruine im Hintergrund stattfinden. Verfasser des Stücks ist Redakteur G. Streich in Heilbronn. —

— „Die Mörder“, ein dreitägiges Drama von Paul Apel, erlebt Mitte Juli im Breslauer Lobe-Theater die Erstaufführung. —

— Die Bahreuther Festspiele 1904 bringen: „Tannhäuser“, „Parzifal“ und den „Ring des Nibelungen“. —

— Die Wiener Gajoper plant für die kommende Saison Neueinstudierungen der Opern „Templer und Jüdin“ und „Der Vampyr“. —

— Eine ungewöhnlich große Feuerkugel wurde am Sonntagabend, kurz vor Mitternacht, auf der Königstuhl-Sternwarte (Heidelberg) beobachtet. Sie hinterließ einen etwa 20" langen Lichtstreif von Vollmondbreite, der langsam nach Süden zog. Erst nach etwa fünf Minuten war der letzte Lichtschein verschwunden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. Juli.